

Mäuseparze und Weltweiser
Zuviel/Zuwenig-Wissen in Jean Pauls *Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz*

Überschließendes, aufgepropftes, ausgestelltes, überstrapaziertes, wiederholtes, ermüdendes, ermüdetes, ausfallendes, impotentes Wissen ist zielführendem Kalkül ein Graus: Statt Effizienz, Produktivität, Innovation, Mehrwert, Leistung ist da stets ein Zuviel oder Zuwenig – nie das rechte Maß hält dieses Wissen, das Tunichtgute, Taugenichtse und Nichtsnutze auszeichnet. Warum aber geraten diese Figuren und ihre Geschichten voll Unnützen Wissens gerade nicht in Vergessenheit, sondern queren beharrlich die (kanonischen) Texte der Philosophie, Kulturtheorie und Literatur?¹ Warum sind Phänomene des Überschusses und des Totalausfalls nie bloß lächerlich, sondern balancieren stets auf intrikaten Genregrenzen des Erhabenen und Komischen, im Zwischen des Tragikomischen? Faszination üben das Zuviel- und das Zuwenig-Wissen offenbar als aporetische Figuren des gelingenden Scheiterns aus.

Im Folgenden soll diesen Fragen anhand von Lektürevignetten und pointistischen Episoden aus Jean Pauls *Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz* (1809)² nachgegangen werden, die phänomenologisch und wissenspoetisch auffällig das Unnütze zelebrieren, generieren, zitieren, performieren.³ Gera-

¹ Um nur einige Beispiele nichtsnutziger Figuren zu nennen: Joseph v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts, in: Sämtliche Werke, Bd. V/1, hg. von Karl Konrad Polheim, Tübingen 1998; Iwan Gontscharow, Oblomow, übers. v. Vera Bischtzky, München 2012; Georg Büchner, Leonce und Lena, in: Ders., Dichtungen, hg. von Henri Poschmann, Frankfurt a.M. 2006, S. 91–141; Gustave Flaubert, Bouvard und Pécuchet, Frankfurt a.M. 2003; Peter Handke, Versuch über die Müdigkeit, Frankfurt a.M. 1989; John Kennedy Toole, Die Verschwörung der Idioten (Original: A Confederacy of Dunces), übers. von Alex Capus, Stuttgart 2013, t.b.c. Vgl. dazu Antonia Eder, Die Macht der Müdigkeit. Büchners Leonce und Lena, in: Hans Richard Brittnacher, Irmela von der Lühe (Hg.), Engagement und Enttäuschung. Zur ästhetischen Radikalität Georg Büchners, Vormärz-Studien XXXIII, Bielefeld 2014, S. 131–151.

² Jean Paul, Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz – mit fortgehenden Noten; nebst Der Beichte des Teufels bei einem Staatsmann, in: Ders., Sämtliche Werke, Abt. I, Bd. 6, hg. von Norbert Miller, München 1996, S. 7–76; Zitate werden direkt im fortlaufenden Text mit Sigle und Seitenangaben in Klammern ausgewiesen.

³ Der große, vielfach erforschte Zitatentextum in Jean Pauls Werk beruht nicht zuletzt auf der intensiven Exzerpiergewohnheit des Autors: Von 1778 bis 1823 versammelt Jean Paul

de nicht die »handgreifliche Vernunft«,⁴ die praktikable und nutzbringende Anwendung erworbenen Wissens, den Produktiven oder den nach getaner Arbeit rechtschaffen Müden fokussiert dieser Text, sondern Phänomene des Übertriebenen, Wahllosen, Unübersichtlichen, Lebensuntüchtigen und des Leerlaufs.⁵

Formal evoziert eine ungerichtete, iterative Erzählweise auf der Rezeptions-ebene zudem eine Zeitlosigkeit: Zitation reiht sich an Allusion, Zwischenfall an Episode, das auf Dauer gestellte Erzählen hat sich von einer Teleologie des Handelns verabschiedet und mäandriert endlos lustvoll durch die aufgeklärten Wissens- und literarischen Geschehensfelder, ohne finalisierende Absichten erkennen zu lassen: »Künftig das Nähere! – – « (I/6, 68) verspricht das Ende von Schmelzles »Zirkelbrief« (I/6, 13), das sich damit erneut lediglich als Suspension zu erkennen gibt.⁶ Das hier zu diskutierende Wissen vom Unnützen als Zuviel und Zuwenig gehorcht also nicht mehr nur keinem *prodesse*, es scheint zeitweilig nicht einmal mehr ein *delectare* zu erfüllen, weil sein ›Zu‹ derart enervierend insistiert. Wie dieses ästhetische Jenseits von Horaz' Diktum in Jean Pauls Text Kontur gewinnt, zeigen meine folgenden Ausführungen.

Das Zuviel-Wissen des Angelesenen, das Zu-genau-Nehmen des Pedanten, aber auch das ängstliche Zuwenig an Lebenspraxis und Weltgenuss resultieren in *Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz*, so meine These, intradiegetisch wie rezeptionsästhetisch und poetologisch in symptomatischen Formen des Überschusses. Auf diesen drei Ebenen divergieren Selbst- und

in nicht weniger als 110 Exzerptbänden seine eigene ›fremde‹ Bibliothek – ein Phänomen, das sich auch in seinen Texten alludierte findet, bspw. wenn das *Schulmeisterlein Wütz* aus Geldnot und Mangel an Beschaffungsmöglichkeiten die im Messkatalog annoncierten Werke der zeitgenössischen Denker wie Kant und Schiller kurzerhand selbst schreibt; vgl. zu den Exzerpten v.a. Götz Müller, Jean Pauls Exzerpte, Würzburg 1988; auch Gert Ueding, Episches Atemholen. Über Jean Pauls widerspenstiges Erzählen, in: J JPG (1/2004), S. 61–82; sowie Christian Schwaderer, Jean Pauls Quellmaschinerie, in: J JPG (1/2010), S. 99–108; zu Jean Paul auch Ulrich Stadler/Magnus Wieland, Gesammelte Welten. Von Virtuosen und Zettelpoeten, Würzburg 2014, S. 127–145.

⁴ Den Händel »schulfüchsische« vs. »handgreifliche Vernunft« diskutiert für das einsetzende Zeitalter aufgeklärten Wissens einschlägig: Christian Thomasius, Kurtzer Entwurf der politischen Klugheit (1705), Leipzig 1744, besonders Cap. 8 §5, 8, 10; vgl. dazu Walther Ch. Zimmerli, Wissenskulturen des 18. und 21. Jahrhunderts, in: Ulrich J. Schneider (Hg.), Kulturen des Wissens des 18. Jahrhunderts, Berlin 2008, S. 2–22.

⁵ Bereits in seinem ersten Roman *Die unsichtbare Loge* (1793) spielt Jean Paul anhand des in seinen ersten Lebensjahren unterirdisch lebenden und von gesellschaftlicher und praktischer Nützlichkeit ferngehaltenen Helden Gustav die Ideale ineffizient kontemplativer gegen die ökonomisch produktiver Bildung und Erziehung aus.

⁶ Vgl. dazu Magnus Wieland, Vexierzüge. Jean Pauls Digressionspoetik, Hannover 2013.

Fremdwahrnehmung des humanistisch wie polyszentistisch gebildeten, Episteme herbetenden Protagonisten fulminant komisch wie auch ermüdend. Jean Paul als notorischer Autor der Umwege, Übertreibungen, Zusätze, Ausschweifungen und Anhänge stellt in seiner späten Erzählung eine Art Übersprungswissen aus – ich werde diesen Begriff im Folgenden näher erläutern (vgl. II.). Dieser Übersprung verdankt sich Schmelzles Angst *vor* dem Leben als Angst *um* das Leben. Der Held dieser in Briefform gehaltenen Ich-Erzählung, Attila Schmelzle, zeichnet sich allererst durch seine Übervorsichtigkeit aus, die perpetuierte Umständlichkeit und Ergebnislosigkeit als ausdrückliche Merkmale des Nicht-Handelns trägt. Aus der großen Angst vor allem, was ein tückenreiches, äußeres Leben als Anschlag auf das geliebte *eigene Leben* bereit halten mag, ergeht sich Schmelze in Vorsorge-, Vorsichts- und Absicherungsmaßnahmen, die er aus einem nicht enden wollenden Wissenspool speist. Dabei fungiert das Wissen stets als Stellvertreter für das potentielle Handeln, indem der Protagonist, noch bevor eine situative Herausforderung eintreten kann, immer schon bei deren wissensgeleiteter Vermeidung angelangt ist – qua Wissen überspringt er so gefahren- wie lustvolle Potenzen des Lebens zugunsten der (Vor-)Sorge.

Soweit allerdings nur die eine, der Handlungsebene zugekehrte, Seite der Medaille – denn weder figural noch poetologisch wird auf Lust verzichtet, da Jean Paul als unnachgiebiger Aufklärer, humanistischer Phantast und humoristischer Analyst⁷ in diesem Text einmal mehr das Zuviel als Zuwenig favorisiert: In der ausgestellten, ornamentalen und darin stets auch ermüdenden, überfordernden Wissenskaskade stürzt der Text mit seiner Hauptfigur in die vermeintliche Leere des Unnützen – nicht aber, soviel sei vorweggenommen, ohne vorgängig eine Lust an der iterativen Digression dieses überzogenen ›Zu‹ und dessen entwaffnender Impotenz als ästhetische Potentialität zu feiern. Die Spannungen, die sich dabei zwischen Unnutz und Wissen sowie deren Beurteilung auf den drei Ebenen (intra-, extradiegetisch, poetologisch) ergeben, lassen sich, so meine These, analog als *drei Ordnungen* des Unnützen Wissens selbst beschreiben, die über die narrative Dynamik perspektiviert werden und in ihrem Urteil je miteinander konfligieren, so dass der Text die Möglichkeit epistemisch eineindeutiger Kategorialisierung (nützlich/unnütz, relevant/irrelevant etc.) konsequent unterläuft.

⁷ Vgl. Ralph Rainer Wuthenow, Gefährdete Idylle, in: J JPG (1/1966), S. 79–94.

I. Vorsicht ist keineswegs besser als Nachsicht

Der Feldprediger Attila Schmelzle ist alles andere als ein souveräner Seelsorger. Bereits das sprechende Namensamalgam, das den Hunnenkönig apostrophiert, ihn aber mit einem Hang zum Schmelzenden, Weichen versieht, paart historisch sprichwörtliches Draufgängertum mit pathologischer Ängstlichkeit zum konstitutiven Dilemma zwischen Name und Charakter der Figur.⁸ Sein stets überbesorgrter, bedenklicher, jedwedes Unheil antizipierender Habitus erschwert dem Pedanten und Hasenfuß Schmelzle dabei nicht nur die alltäglichsten Dinge, sondern hat ihn in jüngster Vergangenheit als Feldprediger auch militärisch und damit professionell desavouiert: Er habe nämlich bei Pimpelstadt⁹ aus »bedeutenden Schlachten Reißaus genommen«! (I/6, 15) Als Deserteur gilt der Mann Gottes nun, dessen Gottvertrauen bei derart demonstriertem Lebensangst offenbar nicht weit, ja womöglich nicht einmal ins Jenseits reicht – ein Verdacht, der bei der Amtsenthebung des Feldpredigers nicht ganz irrelevant gewesen sein dürfte. Dabei, so Schmelzles Argument, sei die Desertion reine »Verleumdung«, da er doch in »gar keinem Treffen gewesen« war, denn er habe sich vor-ausschauenderweise bereits »mehrere Stunden vor demselben [...] so viele Meilen rückwärts« bewegt, dass kein »Rückzug« je »mit solcher Ordnung, Stärke und Sicherheit« durchgeführt worden sei. Die »Verfumfeiung« seines »Mutes« (ebd.) kommt den peinlich genau vorsorgenden, doch nicht eben tatendurstigen Attila teuer zu stehen, da ihm, dem beflissenen Vielleser, Alles- und Besserwisser, nicht nur sein Feldpredigeramt abhanden kommt, sondern letztlich auch die Professur der Katechetik verwehrt wird: Denn leider gelte, so der praxismeidende Risikoexperte sich dem Leser erklärend, allzu »leicht Vorsicht [...] für Feigheit« (I/6, 17). Dieses Scheitern nun nimmt Attila Schmelzle zum Anlass, sich in einem »Zirkelbrief« zu entlasten, den er

⁸ Namen sprechen in dieser Erzählung konsequent nicht das aus, was das Benannte charakteristisch auszeichnet: So ist Schmelzles Ehefrau *Teutoberga* alles andere als von germanischer Brachialität, sondern ein heiteres, etwas einfältiges, aber fried- und liebevolles Wesen; auch der Umstand, dass Schmelzle seine Reise nach und den Aufenthalt in *Flätz* als außerordentlich unruhig und ereignisreich schildert, will zu den sich bei diesem Städtenamen einstellenden Assoziationen von behäbiger Gemütlichkeit (*fläzen*) nicht recht passen.

⁹ Alexander Košenina, Gefährliche Sachbücher: Jean Pauls »Feldprediger Schmelzle« scheitert durch naturwissenschaftliches Halbwissen an Phobien, in: Zeitschrift für Germanistik 20/3 (2010), S. 490–507, weist darauf hin, dass im Grimm'schen Wörterbuch »Pimpeln« ein »empfindlich und weinerlich klagen« bedeutet (ebd., S. 494) und somit bereits am Ort der vermiedenen Schlacht Schmelzles Feigheit namhaft wird.

an »seine Freunde, eine Ferien-Reise nach Flätz enthaltend, samt einer Einleitung, sein Davonlaufen und seinen Mut als voriger Feldprediger betreffend« (I/6 13) richtet. Die Reiseschilderung trägt verschiedenste »Beweise« (I/6, 16) und »Tatsachen« (I/6, 17) zusammen, die über rhetorische Kniffe und Zirkelschlüsse Schmelzles Ruf rehabilitieren sollen, ihn in dieser Darstellung jedoch ungewollt (als Ich-Erzähler) zur Selbstkarikatur und damit unweigerlich zum »ausgearbeitetsten, regelrichtigsten Spaß«¹⁰ für die Lesenden werden lassen.

Eine Art lebensanästhesierendes Übersprungswissen spielt dabei eine große Rolle: Die ausufernden Risikobeschwörungen Schmelzles lassen die Zirkelbriefadressaten eifrig angelesene, vermeintliche Lebensgefahren, von denen diese vorher vermutlich nicht einmal etwas ahnten, kennenlernen, bzw. bringen sie für die Gefährten seines ›Reiseabenteuers‹ allererst hervor: Mythische, naturkundliche, philosophische, militärhistorische, physikalische, physiognomische, psychologische, chemische und religiöse Episteme kreuzen und paratextualisieren die Erzählung dabei permanent.¹¹ Die doppelte Volte eines Zirkeldenkens bewahrt den Helden jedoch, und das ist das Entscheidende, stets vor einem Eintritt in die vermeintlich gefahrenvolle Wirklichkeit, sogar angesichts seiner niederschmetternd kurzen Karriere nicht zuletzt vor dem Einbruch der Selbsterkenntnis: »Willst Du ein bloßer Staats-Schoßhund werden – ein Hunds-Hund [...] – ein Ex-Ex – ein Nichts-Nichts?« (I/6, 47f.) Seine verschachtelten Strategien der Warnung vor der Warnung (vgl. I/6, 36) und der »Furcht vor der Furcht« (I/6, 29) fungieren als multiple Einhegungen des ängstlich bewachten, philiströsen Regellebens dieses veritablen Tunichtguts: Ein Leben, das aus Angst um das Leben wissensbewaffnet gerade aus Angst vor dem Leben gegen dieses aufrüstet. Ein Wall aus rhetorisch evoziertem Zuviel-Wissen trennt den paradigmatisch unheroischen Attila Schmelze von jedwedem Realitätsdruck – diesenersetzt (ebenso aber: erhöht) er konsequent durch eine vorgängig paranoische Antizipation von realiter niemals sich Ereignendem. Dabei schießen seine Präventivmaßnahmen zuverlässig über das Ziel hinaus und die Anwendung missverstandenen oder allzu wörtlich genommenen Wissens führt sich selbst in der Übertreibung *ad absurdum*: So kann der immer schon über alle Gefahren informierte und diese antizipierende Schmelze beispielweise

¹⁰ Brief von Jean Paul an Christian Otto vom 22.05.1808, in: Jean Paul, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. III/5, hg. von Eduard Berend, Berlin 1961, S. 217.

¹¹ Vgl. Magnus Wieland, Parasitärer Paratext, in: Bernhard Metz (Hg.), Am Rande bemerk't, Berlin 2008, S. 191–208; sowie generell zu den Intertexten Jean Pauls vgl. Götz Müller, Jean Paul im Kontext, Würzburg 1996.

nicht einschlafen, ohne sich aus Angst vor »Nachtwandel« seine »rechte Fußzehe jede Nacht mit einem drei Ellen langen Wickelbande [...] an die linke Hand« (I/6, 51) seiner Frau »Teutoberga«, liebevoll »Bergelchen« (I/6, 22) genannt, als »lebendigen Zaun« anzubinden, um sich nicht schlafwandelnd »den Hals [zu] brechen« (I/6, 51). Paradigmatisch überspringt so die wissensgegrundete Vermeidung stets die potentielle Lebenserfahrung. Diese symptomatische Amalgamierung aus Wissen und Nicht-Handeln möchte ich im Folgenden als Übersprungswissen beschreiben.

II. Übersprungswissen

Dass sich der Unnutz von Schmelzles Wissen auf der Handlungsebene stets als Ausfall, auf Seiten der Lesenden aber mit einer gewissen Lust paart, liegt an der Rezeptionskonfiguration. Als eine Art Unnützes Wissen *zweiter Ordnung* löst dieses Wissen, das erst durch die Lesenden als solches enttarnt wird, auf der Rezeptionsseite einen Erkenntnis- und Lustgewinn aus: Intradiegetisch bleibt Schmelzle für das Unnütze seines Wissens unsensibel, rezeptionsästhetisch aber ist es die reinste Apotheose der epistemischen Anagnorisis. Wie einem befriedigenden Erkennungsspiel folgen die Lesenden jeder Episteme – zumindest insoweit man sie entschlüsselt – und deren angewandter, situativer und kontextueller Falsifikation.¹² Das ordnungslogisch Unpassende dieses Wissens lässt sich anhand verschiedener Episoden beleuchten, in denen zunächst die Spielarten des Unnützen Wissens zweiter Ordnung – also das durch den Leser zu identifizierende – verfolgt werden sollen.

Wenn Schmelzle die Postkutsche nach Flätz besteigt, begleitet den argwöhnischen, »physiognomischen Meßkünstler« (I/6, 34) hochgradig »verdächtiges, unbekanntes Gesindel«: ein »Zwerg«, eine »höchstwahrscheinliche Hure«, ein »blinder Passagier« namens Jean Paul¹³ und ein »hässlicher Glatzkopf« von »Kammerjäger« (I/6, 25). Dass in dieser Episode Lavaters These von den am Schädel ablesbaren Charakterzügen parodiert wird,¹⁴ erhellt

¹² Dass sich Unnützes Wissen vor allem durch zeitliche, situative etc., d.h. ordnungslogische Fehlkonstellationen konstituiert und damit vor allem eine Form des Unpassenden darstellt, erläutert bereits die Einleitung zu diesem Band.

¹³ Als »blinder Passagier« besteigt hier wohl der Verfasser metaleptisch als Figur das Transportmittel des eigenen Textes.

¹⁴ Vgl. zu der von Jean Paul mitverhandelten Kontroverse zwischen Lavaters Physiognomik und Lichtenbergs Pathognomik: Alexander Košenina, Gefährliche Sachbücher, S. 498f.;

nicht zuletzt daraus, dass sich das am »scharfen Knochen-Gesicht« des Kammerjägers durch Schmelze physiognomisch diagnostizierte »Fatal« (I/6, 26) in ein veritables Nichts auflöst: Es handelt sich nämlich bei dem Oberkopf des Kammerjägers um eine kunstvoll transplantierte Schädeldecke, einen »Kapselkopf«, einen »Repräsentations-Schädel« aus der Anatomie, der sich für Schmelzles Physiognomik-Argument so in die reinste »Mistbeet-Glocke« (I/6, 27) verwandelt – das anwendungsbezogene Wissen des Feldpredigers wird hier als haltlos, als durch und durch unnütz qualifiziert. Gekleidet ist dieser Unnütz allerdings in wortschöpferische Kapriolen, die ihrerseits den Fall vom Höchsten ins Niedrigste gekonnt als *Bathos*¹⁵ zelebrieren: In einer Kombination aus griechischem Mythos und »Ungezieferreich« ätzt Schmelze hier poetisch gekonnt gegen den kunstköpfigen Kammerjäger als »diese Mäuse-Parze« (I/6, 26).

Die rhetorische Tradition des griechischen *Bathos* verhandelt paradigmatisch die Spannung zwischen Zuviel und Zuwenig: Es gilt, den erhabenen Ton des Pathos kunst- und vor allem absichtsvoll zu brechen, um sich souverän in die Tiefe zu stürzen. Diese topologische Konstellation von Hohem und Niederem evoziert den unvermittelten Bruch, den ästhetisch riskanten freien Fall. Das Niedrige betont dabei das Übermaß im Hohen und umgekehrt entblößt die Zusammenstellung beider den Niveauabfall ins Lächerliche: »Du sublime au ridicule, il n'y a qu'un pas!«¹⁶ An dieses (Napoleon von Heine in den Mund gelegte) Aperçu ließen sich vielfach Varianten aus Jean Pauls Text anschließen, ich greife hier nur eine weitere heraus, in der, für Schmelzles Unnützes Wissen prototypisch, der Hiatus zwischen klassischer Bildung und physiologischem Wissen, genauer: der Arzneikunde, virulent wird.

zu Fiktion und Physiognomik vgl. Stephan Pabst, *Fiktionen des inneren Menschen*. Die literarische Umwertung der Physiognomik bei Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, Heidelberg 2007; sowie zur ebenso widerspenstigen wie fruchtbaren Verschränkung von ästhetischer und anthropologischer Form: Maximilian Bergengruen, *Schöne Seelen, groteske Körper. Jean Pauls ästhetische Dynamisierung der Anthropologie*, Hamburg 2003.

¹⁵ Vgl. Lemma *Bathos*, griech.: Höhe, Tiefe, Sinken, Abstieg vom Erhabenen zum Lächerlichen, in: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, Tübingen 1992, S. 1366–1372. Jean Paul diskutiert die komische Wirkung dieses Phänomens selbst bspw. in seiner *Vorschule der Ästhetik* (1804) im VI. Programm »Über das Lächerliche« wie auch in einigen seiner Texte (*Titan, Auswahl aus des Teufelspapieren*) und bezieht sich dabei explizit auf den populären, Pseudo-Longinus parodierenden Text zum Umschlag von Pathos in Bathos als Absinken (*sinking*) des Denkens (*thinking*) von Alexander Pope, *Peri Bathous or, Martinus Sciblerus his Treatise of the Art Of Sinking In Poetry*, London 1727.

¹⁶ Heinrich Heine, Ideen. Das Buch Le Grand (1826), in: Ders., *Sämtliche Schriften*, Bd. 3, hg. von Klaus Briegleb, S. 282.

Die Lektüre¹⁷ von »Hallers großer Physiologie« lässt Schmelzle »teuflisches Steingut« fürchten, das sich in Form von Nierensteinen »niederschlägt«, wenn man nicht darauf achtet, regelmäßig »zu pissem« (I/6, 36). Die Sorge, den »Leichenstein« womöglich einmal »auf sich«, da zuvor »in sich« zu tragen, verlangt Opfer von ihm selbst wie von seiner Umgebung. So gerät er auf der Flätzer Reise in Streit mit dem Postillion, weil dieser, beileibe keiner der sensiblen »Urinpropheten«, zu Schmelzles Verdruss »nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde halten« will, damit der dringlichen »Sache« (ebd.) nachgegangen werden kann. Dabei ist Schmelzle auch gegen sich selber aus Gesundheitsgründen hart: Wider alle Regeln des Kunstgenusses verlässt er beispielsweise »in Weimar oft« die »längsten Abschiedsauftritte Schillers«, um regelmäßig auszutreten und gerade nicht vom »Medusenkopf« der »Minerva« zumindest »partiell versteinert zu werden« (ebd.). Die wissenspoetische Amalgamierung von Nierenstein und Medusenhaupt nimmt dem Topos der tödlichen Petrifikation die Letzterem theorieästhetisch einschlägig eignende Erhabenheit denn auch restlos: das *fascinosum et tremendum* wird hier nur mehr durch Lachsalven evoziert.

Der Fall vom Erhabenen ins Lächerliche, den *Bathos* als rhetorische Stilfigur beschreibt, legt traditionell die Vermutung nahe, dass die »Kunst der Rhetorik unzulänglich ist, vielleicht sogar die Sprache selbst.¹⁸ Jean Paul überbietet diese These hier, indem erst die dichte, pointen- und temporeiche Rhetorik zwei Wissensfelder über einen Begriff so inkompatibel miteinander verschränkt, dass sie sprachvirtuos implodieren. Beide Situationen enden selbstredend unergiebig für den selbstgekürten Gesundheitsapostel: Die medizinische Vorsorge torpediert das eine Mal den kathartischen Theatereffekt, wenn er nach der Erleichterung umso »munterer« ins »weinende Komödienhaus« zurückkehrt; ebenso wie sie das andere Mal den Fortgang der Reise hindert, die durch die zahlreichen Halte »sehr im Finstern« enden muss. Doch noch im düsteren Reisefinale ist ein ästhetischer Paroxysmus des Unnützen gestaltet, der lakonisch die Kutschfahrt am Ort des zugleich Höchsten und Tiefsten ausbremst: »in Niederschöna« (I/6, 36).

Mit seinem Übersprungswissen verhindert Attila Schmelzle aber nicht nur kein eigenes Unglück, sondern läuft Gefahr, eher diejenigen zu beunruhigen, die vormals völlig ruhig waren. Bei der Fahrt mit der Postkutsche zieht ein Gewitter auf, das die für Schmelzle sozial ohnehin besogniserregende Reisesituation in namenlosen, physikalischen Schrecken verwandelt: Er,

¹⁷ Vgl. Götz Müller, Jean Pauls Exzerpte, v.a. S. 180f. und S. 190–199.

¹⁸ Lemma *Bathos*, Wörterbuch der Rhetorik, S. 1367.

der selbst bei »ganz heiterem Himmel« stets einen »Blitzschirm« über sich trägt, der ihn, so die wissenschaftlichen Befunde, durch eine daran befestigte »Ableitungskette« davor bewahrt, »von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel« (I/6, 18) erschlagen zu werden,¹⁹ ist »im vollen Postwagen« nun von Menschen umringt, »denen Physik wahre Narretei« ist. Schmelzle, ohne seinen Blitzschirm den Naturgewalten wehrlos ausgeliefert, will hier Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, die seinen physikalischen Quellen gemäß das Schlimmste bei Gewitter verhindern helfen: »Diese Vorsicht hat mir nie geschadet, da ich ja dato noch lebe« – einmal mehr spiegelt sich hier Lebensliebe als paradoxe Mischung aus Lebensangst und Lebenswille. Die lebensrettenden Maßnahmen verlangen zunächst, sich aller leitenden Materialien wie »Uhren, Ringe, Gelder« (I/6 30) zu entledigen, also ein »Pretiosen-Pickenick« (I/6, 31) zu veranstalten, das von den um ihre Wertsachen bangenden Mitreisenden argwöhnisch ausgeschlagen wird, was Schmelzle empfindlich kränkt. Die wichtigste Prävention gegen den Blitzschlag allerdings ist, nicht durch Angst »in Hitze und Schweiß« zu geraten, da »starke Fürchten durch Dünsten den Strahl zulockt«. Liegt Schmelze in seinem »elektrischen Kapitel« (I/6 31) bezüglich der leitenden Metalle noch auf der Linie des zeitgenössischen Wissens,²⁰ überschreitet gerade diejenige Maßnahme, die er für die zentrale bezüglich der Gewittergefahr hält (»Dünste«), auch die zeitgenössischen Hypothesen, ja legt deren Missverstehen mehr als nahe. Zwar wird um 1800 durchaus diskutiert, inwieweit »Ausdünstungen« (I/6 31) den Blitzschlag befördern und darum ihrerseits eventuell als Blitzableiter funktionalisiert werden könnten, diese Annahme wird aber in Anbetracht der Feuchtigkeit, die einerseits ein das Gewitter meist begleitender Regen produziere sowie andererseits der menschliche Körper selbst mit seinem verhältnismäßig hohen Wasseranteil stets mitbringe, als haltlos zurückgewiesen.²¹

¹⁹ Dieser »Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarusse« und damit nicht allein ein tragbarer Blitzableiter »(paratōnnēs portatif)« (I/6, 18), der 1778 in der Abhandlung *Vom Blitz* von Johann Albert Hinrich Reimarus, einem Hamburger Arzt und Naturforscher, beschrieben wird (vgl. dazu Kommentar I/6, 1240), sondern schützt, laut Schmelzle, ebenso vor der tödlichen Eventualität einer im »Winkel von 45°« abgefeuerten »Kugel«, die »im Herunterfallen« so unglücklich auf Schmelzles »Scheitel« aufschlagen könnte, »damit es so gut ist, als würd ich seitwärts ins Gehirn geschossen« (I/6, 18).

²⁰ Vgl. den auch hierzu kenntnis- und quellenreichen Text von Košenina, Gefährliche Sachbücher, der die betreffende Diskussion bei Reimarus ausweist: »Die Anlockung durch Metal am Leibe kann den Sprung des Strahls noch etwas weiter herführen« (Reimarus, *Vom Blitz*, S. 131; zit. nach Košenina, S. 501).

²¹ Vgl. zu Reimarus und mit dem Hinweis auf Schmelzles Fehlschluss: Alexander Košenina, Gefährliche Sachbücher, S. 502.

Schmelze redet aus seinem Unnützen Wetter-Wissen heraus mit angestrengt selbstverordneter Ruhe, obwohl ja selbst in »ordentlicher Angst vor meiner und fremder Furcht« wegen der »vielen Ausdünstungen«, auf die begriffsstutzige »rohe Menschenfracht« ein, damit diese in »so augenscheinlicher Gefahr nichts fürchten« sollen: »O Gott!« rief ich, »nur Mut! Keine Furcht! Nicht einmal Furcht vor der Furcht! – [...] Fürchte sich meinetwegen jeder, wenn er aus der Kutsche heraus ist, nach Belieben an anderen Orten, wo weniger zu befürchten ist, nur aber nicht hier!« (I/6 31)

Seine sibyllinischen Prophezeiungen und Beschwörungsformeln tragen erwartbarerweise keine Früchte – weder schlägt der Blitz in die Kutsche ein, noch folgt auch nur einer der Insassen seinem panisch sedativen Aufruf, im Gegenteil: Sein »Schwager, der Dragoner, stieg gar mit gezogenem nacktem Degen auf den Bock hinaus und schwur, er leite ab« (I/6, 30). Die ausbleibende Wirkung seines physikalisch gegründeten Warnwissens lässt sich freilich ebenso wenig wie dessen Erfolg nachweisen: Ob das glückliche Entkommen aus der »fürchterlich[en] Lage« (I/6, 31) letztlich seiner »Kutschen-Predigt« zu verdanken ist, die daher »Anspruch auf Menschen-Rettungs-Preise« erheben könnte, oder der im Gewitterglückfall, da »unter Millionen kaum *ein* Mensch an der Gewitterwolke stirbt«, günstigen Statistik zukommt, will Schmelze, so bekennt er generös, »nicht entscheiden« (I/6, 32 [Hervorh. im Text]).

Die einmal mehr mit Verve performierte Besorgnisrhetorik steht in dieser wetterwendischen Episode im Verdacht, die Furcht vor der Furcht allererst auszulösen, vor der sie doch eigentlich bewahren will. Allerdings kommt es gerade nicht zu der befürchteten Entladung (potentielle Massenpanik) in dieser selbstreflexiv aporetischen Situation: In einer umgekehrten Klimax werden Schmelzes Wissensphantasien sukzessive konterkariert, indem seine Warnungen zunächst von den Insassen ignoriert, dann von seinem Schwager lächerlich gemacht werden und letztlich gar das gesamte Endzeit-szenario in einer relativierenden Statistik verpufft. Dass Schmelze mit der Statistik als Wissenschaft erst anbandelt, verrät ein für ihn auffallend ungewisses »vielleicht« (I/6, 32), wenn er die Opferzahlen bei Gewitter abwägt – eine vielversprechende Ressource, die auf dem Feld des Versicherungswesens und der Vorsorge für Schmelzes Übersprungswissen unendliche Möglichkeiten eröffnen könnten, statistisch gesehen.

III. Welt-Sterb: Unnützes Wissen 1. und 3. Ordnung

Die oben angedeutete Unterscheidungsmöglichkeit des Unnützen Wissens in differente Ordnungen treibt vor allem der letzte Abschnitt des Zirkelbriefs hervor, in dem ein Aphorismus von Lichtenberg²² und der darin (ironisch) prophezeite Weltuntergang durch die noch junge »Leitwissenschaft«²³ der Chemie diskutiert werden. Schmelzle qualifiziert, Lichtenbergs Warnung allzu wörtlich nehmend, die »scheidekünstlerische[n]« Experimente als gefährlich, »welt- und selbst-mörderisch«, als ein Wissen also, das nun intradiegetisch entschieden als nicht nützlich, ja bedrohlich desavouiert wird. Seine Einschätzung lässt ihn gar politische Restriktionen seitens der »aufgeklärten Potentaten« fordern, die »keine anderen chemischen Versuche« mehr erlauben sollten als »die schon gemachten, die doch bisher den Staaten weit mehr genutzt als geschadet« (I/6, 67) hätten.

In dieser Passage wird erstmals der Problemhorizont einer soziopolitischen Verantwortung für Wissen, dessen Gewinnung, Vermehrung und dessen Fortschreiten und Freiheiten angedeutet: Es gibt, so hier das Fazit, keine Wissenschaft um ihrer selbst Willen, sondern sie – das »Teufels-Ferment« (I/6, 66) beweist dies – ist immer schon einem empfindlichen Lebensraum und Gesellschaftsgefüge inhärent, die unweigerlich diesen epistemischen »Welt-Umwälzungen« (I/6, 67) erliegen werden. Prominent, im Finale des Textes, wird damit eine hochgradig moderne Wissens- und Wissenschaftskritik extrapoliert, die unversehens über die Vorsorge fixierten Bedenklichkeiten Schmelzles hinausweist – oder eher: diese in einem neuen Lichte ihrer überraschenden Berechtigung erscheinen lässt. Angesichts der von unstillbarem Wissensdurst immer weiter getriebenen Experimente, daraus resultierender Profite, Interessenskonflikte und Risiken gerät das *sapere aude*, das Wage-zu-wissen ohne jede Stopptregel, als genuin emanzipatorisches Projekt der Aufklärungsphilosophie unter Verdacht, epistemisch immer schon sein ökologisch, sozial und politisch unkalkulierbares Gegenteil mitzuproduzieren. Wissensgesellschaften generieren in demselben Maße, wie sie Wissen

²² Schmelzle ist auch hier im Nachweis seiner Quelle akkurat, wenn er angibt, der »Teufel« habe ihn »über Lichtenbergs neunten Band, und zwar auf die 206te Seite geführet, wo dieses steht: ›Es wäre doch möglich, daß einmal unsere Chemiker auf ein Mittel gerieten, unsere Luft plötzlich zu zersetzen durch eine Art von Ferment. So könnte die Welt untergehen.‹« (I/6, 65).

²³ Alexander Košenina, Gefährliche Sachbücher, S. 505.

gewinnen, ein uneinsehbares Nicht-Wissen.²⁴ Hier thematisiert Jean Pauls Text die reziproke Logik eines Wissenswagnisses (Zuviel/Zuwenig-Wissen) der Aufklärung, die den Begriff des *Unnützen Wissens* noch einmal neu kontruiert und schärft.

Diese Schärfe führt Jean Pauls Text nun intrikaterweise über die figurale Perspektive Schmelzles ein: Symptomatisch für die Hauptfigur ist, dass sich die Abqualifikation des chemischen Zuviel-Wollens erst aus der Transferleistung, von der eigenen Lebenskreisbedrohung auf das allgemeine »Welt-Sterb« (I/6, 66) schließend, formt: Es »packt mich und uns in Flätz der ungeheure herschraubende Weltsturm bei der Gurgel, mein Atemholen und dergleichen ist in der Erstick-Luft vorbei und alles überhaupt – « (I/6, 65 [Hervorh. AE]). Möglicherweise letale Wissenseffekte – und dazu gehören die der »Scheidekünstler, die so leicht Leib von Seele scheiden« (I/6, 67) – sind in Schmelzles Wissenskonzept der Selbstsorge nicht zu integrieren.

Diese unmittelbaren Überlegungen Schmelzles zu Nützlichkeit und Schädlichkeit von wissenschaftlichen Experimenten lassen sich somit einerseits als Verhandlung von Unnützem Wissen erster Ordnung klassifizieren, da sie nicht erst durch die Rezeption der Lesenden als Unnützes Wissen erkannt und qualifiziert werden, sondern die intradiegetische Textebene selbst bespielen. Die entscheidende Differenz zwischen Nutz und Unnutz ist auf der ersten, figuralen Ordnungsebene souverän einzuziehen: Nichts, was seiner »Gehirn-Kugel sowohl als der Erd-Kugel« (I/6, 66) schadet, sondern allein lebenssichernde, -rettende und -schützende Episteme gehören in Schmelzles Wissensuniversum der ersten Ordnung. Andererseits geraten mit Schmelzles Sorge um Sauerstoff und Atmosphäre hier plötzlich globale (statt wie bisher lediglich lokale) sowie überzeitliche Phänomene in den Blick und mit ihnen ein Wissen, das auf einmal ein Zuviel ist: Das Wissen selbst rückt so in die Position der Gefahr ein, wenn es plötzlich die globalen Lebensbedingungen für alle zerstört, nämlich das Atmen.

Damit stoßen gerade die als lächerlich, überflüssig und enervierend gezeichneten Eigenarten Schmelzles eine Dynamik an, die den Text transzendiert und auf die Selbstsorge als Problemhorizont der Moderne schlechthin verweist. Die Beschreibung humaner Unart, sich durch eigenes Handeln (Zuviel-Wissen, Zuviel-Wollen) selbst die Lebensgrundlage zu entziehen, dies zugleich verhindern und regeln zu wollen (Vorsorge, Versicherungen),

²⁴ Vgl. zum Zusammenhang von Wissenszugewinn und dem damit unvermeidlich und gleichzeitig hervorgetriebenen Erkennen dessen, was man alles (noch) nicht weiß, den umfangreichen und instruktiven Band: Michael Bies/Michael Gamper (Hg.), Literatur und Nicht-Wissen. Historische Konstellationen 1730–1930, Zürich 2012.

eröffnet eine ebenso intrikate wie im betulichen Umfeld der genuin satirischen Erzählung überraschend weitsichtige Dimension literarischer Wissensverhandlung. Mit dieser Volte erzeugt der Text nicht nur eine Rehabilitierung der bis dahin als reine Übertreibung gedeuteten Figur Schmelze, sondern evoziert auch eine kritische Irritation eben der Deutungs- und Leseposition, die zunächst ein externes und darin scheinbar zuverlässiges Urteil über die Kategorien des Unnützen Wissens zweiter Ordnung bilden konnte. Das der weltlichen Wissensgenese inhärente und omnipräsente Risiko sowie die Vergegenwärtigung dieser Bedrohung können plötzlich nicht mehr als hasenfüßige Schwarzseherei, als Unnützes Wissen zweiter Ordnung, eingehetzt werden, sondern die Positionen beginnen zu oszillieren und diffundieren in ein Außen des Textes als eine Reflexion des Unnützen Wissens dritter Ordnung.

IV. Poetologische Selbstsorge

In der Kollision von Unnützem Wissen erster Ordnung (figurale Qualifikation) mit dem zweiter Ordnung (Lesediagnose) wird mithin eine weitere, zunächst unauffällige, aber letztlich alles irritierende Wissensebene evoziert. Dieses Unnütze Wissen einer dritten Ordnung lässt sich allerdings nicht ohne weiteres kategorisieren, denn hier laufen intra- und extradiegetische, figurale, rezeptionsästhetische und selbstreflexive Ebenen der Textgenese zusammen, torpedieren und kreuzen einander. Ich möchte das anhand der diskutierten Motive und unbeständigen Wissensbestände als Textfaktur noch einmal abschließend als potentielle Poetologie des Textes nachzeichnen.

Wenn das Textfinale im Namen des Ferments als eines Gärungsprozesses epistemologische Grundfragen aufwölbt, ist nicht das Entscheidende, diese restlos aufzuklären und damit petrifizierend still zu stellen, sondern zu vergegenwärtigen, dass sie »gärend im Kopfe« (I/6, 66) insistieren. Gerade das als Unnützes abqualifizierte Wissen bleibt merkwürdig renitent: Es ist passivisch dynamisiert und bleibt dabei fortwährend haften,²⁵ es stört als »Zersetzungsmittel« (I/6, 66) die gängigen Klassifikationen und widersetzt sich den Gesetzen der Nutzbarmachung, kurz, man hätte es sich zu gern »aus

²⁵ Vgl. zum Phänomen des Kleinen, Klebenden, Anhaftenden, Renitenten des Unnützen Wissens die Einleitung zu diesem Band.

dem Kopfe geschlagen« (I/6, 68), aber vergebens: Das Phänomen gehorcht keiner Funktionslogik, sondern der Lust an (der Unlust) der eigenen gären- den Existenz. In dieser Selbstgenügsamkeit, Anmaßung, Endlosig- und Nutzlosigkeit rücken das Unnütze Wissen und sein Träger Attila Schmelzle narrativ auffallend zusammen. Die figurale und phänomenale Inkorporation schließt sich mit ihrer literarischen Faktur performativ so zusammen, dass das Unnütze Wissen in Jean Pauls Text als Form und Stoff emergiert. In seinen unzähligen Wiederholungen, dem rhetorischen Bathos, der prae- xeologischen Impotenz des Titelhelden, dem Erzählen in Exkursen voll willkürlich gesetzter Fußnoten und Parenthesen, die das akademische, wis- senschaftliche Schreiben parodieren, aus- und in Frage stellen, in der Satire, die offenherzig angewiesen bleibt auf die eigene rhetorisch-humanistische Gelehrsamkeit des Autors, ist Jean Pauls *Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz* eine ebenso lustvolle wie anstrengende, pointenreiche wie umwegige, gut gelaunte wie abgründige Hommage an das figurale, formale, perfor- mierte Unnütze Wissen. Die poetische Dynamik von Zirkelschlüssen und Rückbezüglichkeiten dieser määndrierenden Erzählung spiegelt ästhetisch das oszillierende Verhältnis von Unnutz und Wissen zueinander, das nicht linear eindeutig zu- oder kategorial unterzuordnen ist und deshalb, »solang' es noch Atmosphären einzutragen gibt«, sich »im Kopfe« (I/6, 68) unverfüg- bar perpetuiert. Die Verweigerung von Sanktionierung, Hierarchisierung und Selektion zeichnet dieses Wissen wie die Erzählung von ihm aus – funk- tionalisieren lässt es sich derart nicht, abschütteln aber eben auch nicht.

Es wäre daher die Frage, ob nicht eine Sammlung von Aufsätzen nützte und gefiele, worin Ideen aus allen Wissenschaften ohne bestimmtes gerades Ziel – weder künst- lerisches noch wissenschaftliches – sich nicht wie Gifte, sondern wie Karten mischen und folglich, ähnlich dem Lessingschen geistigen Würfeln, dem etwas einträugen, der durch *Spiele zu gewinnen* wüsste; was aber die Sammlung anlangt, so hab' ich sie und vermehre sie täglich, schon bloß deshalb, um den Kopf so frei zu machen, als das Herz sein soll.²⁶

So kehrt das *prodesse et delectare* doch wieder durch die autopoetische Hin- tertür von »Kopf« und »Herz«, denn Jean Pauls Schmelzle ist nicht allein der bedenkliche Vielwisser und überbesorgte Nichtsnutz, sondern zugleich ein lebensverliebter Kombinationskünstler poetischer Wissensmontage,²⁷

²⁶ Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, in: Ders., Sämtliche Werke, I/5, S. 202f.

²⁷ So auch Gert Ueding, Epistemisches Atemholen, S. 78f.: »Vielmehr setzt die Lektüre sei- ner Prosa die Fähigkeit voraus, aus dem Sprachprogramm der rasanten Instrumentalisie- rung [...] auszusteigen und sich einer Sprachwelt der Unsicherheit, der Nichtidentität und

der Begriffe zutraulich jeden mit jedem verbindet, praxeologisch betrachtet zu Unnützem Wissen, immer jedoch narrativ-tektonisch zündend, zu einer Fülle überspringender Wissenspoetologie.

Bleibt, die Gegenrechnung aufzumachen: Als Feldprediger wegen Feigheit entlassen, das Gesuch einer Professur der Katechetik abschlägig beschieden, bliebe Attila Schmelze mangels Brotberuf nichts als sein überreiches, bemerkenswert lebensuntüchtiges, in keinerlei Produktivität sich niederschlagendes Wissen zwar ausgiebig, doch im Alltag letztlich untauglich, entbehungsreich zu pflegen – wäre da nicht »das Vermögen« seiner »guten Frau«, das ihn »besser besoldet als zehn katechetische Professuren« (I/6, 47). Das unbestreitbare Wissensgefälle, das Schmelze von seinem einfältigen, sorglosen »herzigen Weib« (I/6, 25) trennt, wird durch einen ökonomischen Überschuss ihrerseits insgesamt austariert zu einer ungebrochen »liebend[en]« (I/6, 65) Ehe, in der die Rollen der Lebenspraxis und Wissenshoheit offenbar derart gelingend komplementär verteilt sind, dass dieses aufrichtige Zugewandtsein sich selbst dem satirischen Ton entzieht, bzw. diesen in der Ungebrochenheit des Gefühls matt setzt. Und weil Teutoberga »alle Ecken [s]eines Buchs des Lebens mit so viel goldenen Beschlügen versieht«, dass Schmelze dies, »ohne es abzunützen, immer aufschlagen kann!« (I/6, 47), hat der scheinbar so lebensuntüchtige »verborgene Weltweise« (I/6, 62) seinem Lebensmotto getreu doch immer schon vor- und ausgesorgt: Das Unnütze Wissen erhält sich so in poetischer Selbstsorge – Bergelchens Erbe besorgt die Prosa.

Umständlichkeit, des Widerspruchs und der ornamentalen Weitschweifigkeit zu überlassen.« Diese Form von Literatur lässt keinen Mehrwert für eine »Vernutzung«, sei es des »Menschen« oder der Kunst, entstehen: »Ich meine damit, daß auf der Skala, die vom Zweckmäßigen zum Unzweckmäßigen führt, Jean Paul eine extreme Position einnimmt, weil er sich besonders schwer in die Funktionszusammenhänge unserer schnellebigen Welt hineinzwingen läßt« (ebd., S. 80).

